Die kontrollierte Eskalation

Ein Dokumentarfilm über den von Israel besetzten Teil Hebrons schlägt hohe Wellen im Land. Die neue rechte Regierung will die Entstehung von Filmen wie diesem behindern.

Von Christian Meier, Tel Aviv

Ein handgeschriebenes Plakat im Foyer des Gymnasiums Herzliya weist den Weg zu der „politischen Veranstaltung“. Im Untergeschoss der renommierten Schule im Norden Tel Avivs haben sich rund vierzig Lehrer, Eltern und Schüler eingefunden, um sich einen Dokumentarfilm über Hebron anzusehen - „H2: The Occupation Lab“. Im Verlauf der gut eineinhalb Stunden kann man immer wieder hören, wie manche entsetzt ausatmen. Viele Israelis wissen überraschend wenig darüber, was einige Dutzend Kilometer entfernt von ihnen geschieht, wo israelische Soldaten das Leben Zehntausender Palästinenser engmaschig kontrollieren, um die Präsenz jüdischer Siedler zu sichern. Hebron ist die größte Stadt des Westjordanlands und zugleich ein Mikrokosmos des Konflikts in seiner radikalsten Form, der einem die Haare zu Berge stehen lässt. Nach Meinung der Regisseure Idit Avrahami und Noam Sheizaf ist der von Israel kontrollierte Teil Hebrons – er wird als „H2“ bezeichnet – in den vergangenen Jahrzehnten aber noch etwas gewesen: eine Blaupause für die Entwicklung des Besatzungsregimes insgesamt.

Das Publikum ist an diesem verregneten Abend aber nicht nur gekommen, um sich einen Film über die Geschichte Hebrons seit der Eroberung durch Israel im Jahr 1967 anzusehen. Die Vorführung ist ein Akt des Protests gegen die neue rechte Regierung. Als eine seiner ersten Handlungen verkündete der Kulturminister Miki Zohar, er strebe an, die staatlichen Fördergelder für „H2“ sowie für „Two Kids a Day“, einen Dokumentarfilm über palästinensische Kinder in israelischer Haft, zurückzufordern. „Arbeiten, die dem Land schaden, werden unter mir keine Förderung erhalten“, sagte der Minister von Benjamin Netanjahus Likud-Partei Mitte Januar. Schon zuvor waren auf Druck rechter Gruppen Vorführungen von „H2“ an mehreren Orten abgesagt worden.

Das als liberal bekannte Gymnasium Herzliya rief daraufhin eine kleine Filmreihe ins Leben: „H2“, „Two Kids a Day“ und zwei weitere Dokumentarfilme, die Zohar ebenso wenig gefallen dürften. Auch sonst hat der Vorstoß des Ministers vor allem eines bewirkt: Er hat dem Film weitere Aufmerksamkeit beschert. „Er war im Januar die meistgesehene Dokumentation bei HOT“, sagt Sheizaf während der Diskussion nach der Vorführung. Der Fernsehsender HOT hat den Film mitfinanziert. Auch im Ausland nimmt das Interesse zu, am 5. März in Berlin wird „H2“ zum ersten Mal in Deutschland gezeigt.

Der Film nimmt eine ganz bestimmte Perspektive ein: Er interessiert sich dafür, wie sich die Militärherrschaft in Hebron seit 1967 entwickelt hat. „Die Leute verstehen die Besatzung nicht“, sagt Sheizaf im Gespräch mit der F.A.Z. „Sie denken an eine religiöse Auseinandersetzung oder an eine über Land.“ Tatsächlich gehe es aber um „Kontrolle über Menschen, die absolut keine Rechte haben“. Neben historischen Filmaufnahmen verwenden Avrahami und Sheizaf Interviews mit zahlreichen ehemaligen Militärkommandeuren Hebrons. Was schnell klar wird: Diese Personen waren nur sehr bedingt die bestimmenden Akteure. Vielmehr mussten sie sich permanent auf die sich verändernden Rahmenbedingungen einstellen. Und die wurden von Politikern und immer stärker von Siedlern vorgegeben, sowie in Reaktion darauf von der palästinensischen Bevölkerung.

Von dem Versuch, die israelische Herrschaft indirekt auszuüben und minimalinvasiv zu halten, mutierte die Besatzung in Hebron so zu der heutigen, für Palästinenser zutiefst demütigenden Situation. Ein aus „Sicherheitsgründen“ zum großen Teil geschlossener Basar im ehemaligen Handelszentrum Palästinas; 22 Checkpoints und etwa hundert Barrieren auf einem Raum von einem Quadratkilometer, wie der palästinensische Aktivist Issa Amro im Film aufzählt; Bewegungseinschränkungen, Verbote und vergitterte Wege für Palästinenser, wo Juden sich frei bewegen dürfen. Und die ständigen Konfrontationen des Alltags – die aufgeladene, feindselige Stimmung wird in den zwischen die historischen Kapitel geschalteten Szenen unmittelbar spürbar. Mehrmals ist zu hören, wie Juden sich spöttisch über die „Käfige“ äußern, in denen die Palästinenser lebten. Misshandlungen seitens Soldaten sind zu sehen und junge Palästinenser, die den Besatzern immer wieder klarmachen, dass sie sich nicht beugen wollen.

Naiv muten demgegenüber die ersten Jahre der Besatzung an. Verteidigungsminister Mosche Dajan hatte kurz vor 1967 Vietnam besucht und war der Meinung, so wie die Amerikaner dort dürfe man es nicht machen. Er habe gesagt, die Bevölkerung solle die Besatzung nicht spüren, erzählt Shlomo Gazit, der erste Militärkommandeur Hebrons nach 1967. Sogar für die „Machpela“, das in eine Moschee umgewandelte Grab der biblischen Patriarchen, suchte man nach einer pragmatischen Lösung. Ob man den Kreuzfahrerbau vielleicht durch Umbauten vertikal aufteilen könne – Juden beten im unteren Stockwerk, Muslime im oberen? Zur Erkundung des Gebäudes schmuggelten die Besatzer in der Nacht die zwölf Jahre alte Tochter des Geheimdienstkommandeurs in die Moschee und ließen das schlanke Mädchen an einem Seil den engen Schaft in die unterirdische Grabkammer herab. Der Plan wurde aber verworfen, der bestehende Gebetsraum in zwei Bereiche geteilt.

In Hebrons damaligem Bürgermeister Muhammad Ali Dschabari fanden die Israelis einen erstklassigen Kollaborateur. Dschabari, ein politischer und geistlicher Führer alter Schule, stellte ein Jahr später sogar eigenes Land östlich der Stadt zur Verfügung, als die ersten jüdischen Siedler auftauchten. Sie wollten die 1929 vertriebene jüdische Gemeinde von Hebron wiederaufbauen. 50 jüdische Familien, was ist das schon angesichts von 300 000 Palästinensern in der Region, soll Dschabari gesagt haben.

Wie falsch er und vielleicht alle lagen, zeigte sich einige Jahre später, als es im Zuge der von Israel angesetzten Lokalwahl zu innenpolitischen Unruhen in der Stadt kam. Die von dem religiös-zionistischen Rabbiner Mosche Levinger angeführten Siedler zogen mit einer Miliz auf die Straßen und gaben Schüsse ab. Als ein Armeeoffizier sie anwies zu gehen, widersetzten sie sich offen. Es kam zu einem Prozess vor einem Militärgericht, zum Entsetzen der Hebroner Militärkommandeure wurde Levinger jedoch freigesprochen. Eine Provokation vonseiten der Siedler sei nicht erkennbar gewesen, sagte der Richter.

Das war ein Dammbruch. Das Urteil „gab Levinger und seinen Leuten grünes Licht, weiter zu tun, was immer sie wollten“, sagte ein damaliger Kommandeur. Das Muster ist bis heute erkennbar: Siedler haben im Gegensatz zu Palästinensern wenig zu befürchten, wenn sie Gewalt ausüben. Das Verhältnis zwischen der Armee und den Siedlern ist vielschichtig, oft stehen sie auf derselben Seite. Die historischen Aufnahmen und Zeitzeugenberichte in „H2“ zeigen indessen, dass zumindest damals das Militär der Chuzpe der Siedler wenig entgegenzusetzen hatte. Die setzten sich 1979 eigenmächtig in einem Gebäude in der Altstadt fest. Die Regierung war erst dagegen, aber nachdem es Angriffe auf Juden gab, entschied sie, die jüdische Wiederbesiedelung Hebrons zu fördern. Rabbi Levinger kommentierte, Koexistenz sei nicht unmöglich. „Die Siedlungen haben bewiesen, dass sie zur Sicherheit beitragen und die Normalisierung verbessern.“

Es ist aber eine Sicherheit, die nur für die Siedler gilt und die unter sehr hohen Kosten erreicht wird. Einmal wäre die Siedlerpräsenz beinahe beendet worden, 1994 nach dem Massaker Baruch Goldsteins an betenden Muslimen in der Machpela. Stattdessen wurde Hebron im Zuge des Oslo-Prozesses geteilt: in „H1“ unter palästinensischer und „H2“ – mit den Siedlerenklaven – unter israelischer Kontrolle. Die künstliche Trennung verstärkte die Spannungen nur. Während der Zweiten Intifada erreichte die Gewalt in Hebron ein ungeahntes Ausmaß. Palästinensische Scharfschützen erschossen ein Kleinkind im Kinderwagen. Umgekehrt haben Avrahami und Sheizaf Privataufnahmen aus jener Zeit gefunden, in denen israelische Soldaten darüber scherzen, wie sie Zivilisten umgebracht haben. Aber auch die Gegenbewegung nahm in Hebron ihren Ausgang: Der damalige Soldat Yehuda Shaul schildert, wie es in Hebron zur Gründung der NGO „Breaking the Silence“ kam, in der Soldaten berichteten, was sie erlebten.

Die These von „H2“, dass es ein „Labor“ für die Besatzung sei, wird im Film nicht im Detail ausgeführt. Aber sie ist überzeugend. Viele der dortigen Entwicklungen waren später auch in anderen Teilen der besetzten Gebiete erkennbar. Viele Taktiken hat die Armee in Hebron erprobt und später auch anderswo umgesetzt. Auch die ungeheure moralische Abnutzung, die vor allem bei Soldaten erkennbar ist, zeigt sich nirgendwo so deutlich wie in Hebron. Aber sie bleibt nicht auf Hebron beschränkt. In dem Gymnasium in Tel Aviv, vor lauter besorgten Eltern, deren Kinder bald selbst zur Armee eingezogen werden, fasst die Regisseurin Idit Avrahami es so: „Als 18 Jahre alter Soldat ins Westjordanland zu gehen macht einen kaputt – und es macht das Land kaputt.“

Bitte recht ambivalent: Joe Pesci in „The Public Eye“ 1992 Foto Picture Alliance

Inwiefern lustig?

Diese sehr ernsten Scherze: Dem Filmschauspieler Joe Pesci zum Achtzigsten

Berühmt wurde Joe Pesci 1990 durch einen der kürzesten Sätze, die je Filmgeschichte geschrieben haben. „Funny how?“, „Inwiefern lustig?“, lautete in Martin Scorseses „Goodfellas“ seine immer wütender wiederholte Frage an den von Ray Liotta gespielten Mitgangster, der ihn als lustigen Typ bezeichnet hatte. Der falsche Zornausbruch des cholerischen, krankhaft brutalen Mobsters Tommy DeVito, den Pesci spielte, ist weder für seine Mafiakollegen noch für den Zuschauer von einem tatsächlichen zu unterscheiden. Später ermordet DeVito aus derselben Augenblickslaune heraus ohne Witz zwei Männer. Für seine Rolle erhielt Pesci 1991 den Oscar als bester Nebendarsteller.

Bekannt war er da schon. 1980 hatte er den rührend-rührigen Bruder des Boxers Jake LaMotta in „Raging Bull“ gespielt, ebenfalls mit Robert De Niro. Vier Jahre danach trat er erneut mit ihm, der ihn aus seiner Existenz als Restaurantbesitzer zurück zum Film geholt hatte, in Sergio Leones „Es war einmal in Amerika“ als Mafioso der Chicagoer Szene auf. Und 1989 hatte Pesci – er war nicht mehr jung, brauchte aber trotzdem das Geld – begonnen, an der Seite von Mel Gibson und Danny Glover in der halblustigen Polizistenserie „Lethal Weapon“ mitzuwirken: als plappernder Geldwäscher, Immobilienmakler und Privatdetektiv Leo Getz. Für letztere Rolle wurde er 1999 mit guten Gründen für die Goldene Himbeere als schlechtester Nebendarsteller nominiert.

Tatsächlich war Pesci in den meisten seiner Rollen irgendwie lustig. 160 cm groß und mit einer hellen Stimme, erhielt er, der zunächst Jazzsänger werden wollte und Anfang zwanzig eine Platte mit dem schönen Titel „Little Joe Sure Can Sing“ aufgenommen hatte, von den Drehbuchautoren stets viel Text, den er gern in Satzkaskaden wiedergab. Oft war er ein Mafioso, aber es waren vor allem Rededuelle sein Metier. In „Mein Vetter Winnie“ spielte er 1992 an der Seite der hinreißenden Marisa Tomei, die für ihre Rolle als schönste Kraftfahrzeugexpertin aller Zeiten einen Oscar erhielt, den Anwalt ohne jegliche Kenntnis, der einen Prozess mit Aussicht auf Todesstrafe gewinnen muss.

In „The Public Eye“, dem zweiten Film, in dem er die Hauptrolle hatte, findet er 1993 als New Yorker Pressefotograf, dessen ganze Leidenschaft diesem Beruf als Kunst gilt, in einer Szene als Pfarrer verkleidet, Zugang zu einem Schwerverletzten, um ihn abzulichten, und betet zur Tarnung einen falschen Rosenkranz herunter: „In dubio pro Corpus Delicti. Carpe diem in flagranti, Orvieto et Chianti.“ In „Lethal Weapon 4“ wiederum empört er sich, dass an Bord eines Schiffes alle gewohnten Worte ihren Sinn verlieren und man dort „achtern“ statt „hinten“ sagen muss oder „die Lenzpumpe bemannen“ anstatt „Leute, das Wasser muss raus“.

Insofern kann man sagen, dass es Joe Pescis Begabung war, das Auseinanderfallen der Dinge und der Worte darzustellen. Mal durch Wortwasserfälle, die in Auseinandersetzungen nur den Lautstärkepegel nach oben treiben, mal durch Witze, mal auch durch den vergeblichen Versuch, rhetorisch irgendetwas zu bewirken. Etwa den kleinen Kevin, der allein zu Haus war, zu übertölpeln.

Wenn wir uns heute den achtzigsten Geburtstag von Joe Pesci vor Augen führen, kommen wir nicht um die Feststellung einer filmischen Epoche herum. James Gandolfini ist 2013 gestorben, Joe Pescis Jugendfreund Frank Vincent, geboren als Frank Vincent Gattuso, starb 2017, und im vergangenen Jahr haben sich Ray Liotta, Tony Sirico und Paul Sorvino auf den letzten Weg gemacht. Wer soll jetzt noch die Mafia im amerikanischen Kino spielen? Die Genannten, allesamt italoamerikanischer Herkunft, gehörten zu den Schauspielern, die man in den vergangenen dreißig Jahren nur sehen musste, um zu wissen, dass es gleich zu einer Schutzgelderpressung, einem Bandenmord oder einem lauten Großfamilienabend mit Polpette al sugo kommen würde.

Sie waren die Gesichter der Filme, die uns zurück in die Vierziger- oder Sechzigerjahre führten, nicht selten von Martin Scorsese gedreht oder nach seinem Vorbild, und die nach Angaben der Forschung sich sogar auf den Habitus der tatsächlichen Mafiosi auswirkten. Joe Pesci ist einer der Letzten dieses Casts. In Scorseses „The Irishman“ ist er 2019 noch einmal und angeblich nach vierzigfacher Bitte von Scorsese zum Film zurückgekehrt, um jetzt erstmals einen alten, schweigsamen, ganz kontrollierten Mafioso zu spielen. Man schaut ihm fasziniert dabei zu, wie er Todesurteile verkündet, als handele es sich um Tatsachenfeststellungen: „Es ist, wie es ist.“ Als Robert De Niro, der in der Rolle des irischstämmigen Auftragskillers dort mit Pesci als Auftraggeber im Gefängnis sitzt und sich darüber amüsiert, dass dieser altersfromm den Gottesdienst besucht, erwidert Pesci: „Du wirst schon sehen.“ So hatten wir ihn noch nie kennengelernt. Wir gratulieren einem großen Schauspieler. JÜRGEN KAUBE

Dirk von Petersdorff

Das Paar im Meer

Da stehen die beiden,
er streicht ihren Arm hinab,
so sich berühren
und wieder loslassen
mit tropfenden Fingern,
den Weitergang verzögern
halb im Wasser vorm Schwimmen –
den Sonnengang verzögern
in tropfenden Gedanken,
die alles loslassen,
indem sie berühren,
sie tippt auf seine Brust,
die beiden stehen hier.

Du hier?

Von Petra Ahne

Das Video ist kurz und der Fisch darin auf den ersten Blick mit Fischdingen beschäftigt, getrieben von einem nicht weiter bedenkenswerten Fischinstinkt: Er schwimmt zur Aquariumscheibe, zwei- und dreimal, dann runter zum Sand, in dem reibt er sich, immer wieder. Fische beeindrucken auch dann nur schwer, wenn sie Beeindruckendes tun. Zu anders, zu glatt und extremitätenlos, stumm und starräugig sind sie in ihrer nassen Welt. Dabei zeigt das Video Erstaunliches: Hinter der Scheibe hat der Fisch ein Foto von sich entdeckt, darauf hat er einen farbigen Fleck an der Kehle. Den versucht er abzustreifen. Sieht schließlich aus wie ein Parasit, der gehört da nicht hin und ist zudem essbar. Fotos, die Putzerlippfisch-Kollegen zeigten, lösten keine Reaktion aus. Das Experiment hat weitergeführt, was schon frühere Versuche zeigten: Die tropischen Fische können sich selbst erkennen, in Spiegeln und, wie man jetzt weiß, sogar auf Fotos. Beim Spiegeltest versuchten 17 von 18 Fischen, eine Markierung abzureiben, der eine hatte vielleicht gerade einfach Besseres zu tun. Zu den erfolgreichen Absolventen des Tests, der seit den Siebzigerjahren dazu beträgt, die vom Menschen festgelegten Unterschiede zwischen seiner eigenen und den anderen Arten weniger kategorisch werden zu lassen, zählten bislang nur einige Affen, Delfine, Elefanten und Rabenvögel. Wer kapiert, dass das Dings im Spiegel man selbst ist, hat auch ein Bewusstsein seiner selbst, so zunächst die Schlussfolgerung. Die Grenze zwischen denen, die so etwas wie ein Ich-Bewusstsein besitzen, und dem großen Rest hatte also Bestand, sie wurde nur ein Stück weit versetzt. Was daraus folgt, blieb Verhandlungssache, etwa in Prozessen wie den um die Elefantenkuh namens Happy, für die Tierschützer Freiheitsrechte fordern, auch weil sie den Spiegeltest bestand. Die kognitiven Fähigkeiten von Elefanten haben sich herumgesprochen – aber Putzerlippfische? Zehn Zentimeter klein, bekannt als ebenso servile wie unerschrockene Reinigungskräfte, die Parasiten von Körpern und aus Mäulern viel größerer Fische klauben und eben Teil jener Wirbeltier-Gruppe sind, für die sich außer Aquariumbesitzern, Anglern und Ichthyologen niemand richtig interessiert. Fische empfinden Schmerz, spielen, lernen, sehen aber irgendwie nicht so aus. Als Beleg eines Ich-Bewusstseins gelten die Putzerlippfisch-Versuche nicht, eher als weiterer Hinweis darauf, dass der Spiegeltest nicht geeignet ist, dessen An- oder Abwesenheit zu belegen, und die Sache ganz allgemein komplexer ist. Vielleicht sagt der Test vor allem etwas aus über die Spezies, die ihn erfunden hat. Vor ein paar Jahren hat der Verhaltensforscher Frans de Waal ein Buch geschrieben, es heißt: Sind wir klug genug, um zu wissen, wie klug Tiere sind?

Dudamel geht nach New York

Der venezolanische Dirigent Gustavo Dudamel wird neuer Chef der New Yorker Philharmoniker, meldet die „New York Times“. Er tritt mit der Saison 2026/27 die Nachfolge des seit 2018 amtierenden Niederländers Jaap van Zweden an, der seinen Vertrag nicht über 2024 hinaus verlängert und stattdessen zu den Philharmonikern im südkoreanischen Seoul wechseln wird. Dudamel wurde am 26. Januar 1981 in Barquismeto geboren und erwarb sich frühe Beliebtheit als Dirigent des Jugendorchesters „El Sistema“. Nach fünf Jahren als Chefdirigent der Göteborger Symphoniker übernahm er 2009 die Leitung der Philharmoniker in Los Angeles als Nachfolger von Esa-Pekka Salonen. Seit 2021 ist Dudamel Musikdirektor der Nationaloper in Paris. Sein Wechsel von Los Angeles nach New York gilt als Werk der Orchestermanagerin Deborah Borda, die Dudamel bereits nach Los Angeles geholt hatte und die seit 2017 für New York arbeitet. Das Orchester, das nach Urteilen einheimischer Kritiker nicht mehr – neben Cleveland, Chicago, Boston und Philadelphia – zu den besten fünf der USA gehört, erhofft sich davon wohl einen Neuanfang. jbm.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv